



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Stellanus, Georg: Am Fuße de Hradschins

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich von der Furkastraße abzweigt, ist jetzt Zeughaus. Als Suft galt auch das Hospiz auf der Paßhöhe. Der Transport ging von Suft zu Suft („Teilballe“); für das „Durchsäumen“ auf der ganzen Strecke, wie es die Ordnungen von 1315 und 1383 erlaubten, mußte eine besondere Gebühr („Fürleiti“) bezahlt werden. Die Lasten wurden von Maultieren und Pferden getragen, da leichte Wagen oder Schlitten nur ganz ausnahmsweise und nur von Reisenden benutzt wurden, und zwar trug das Tier auch später noch drei Zentner oder Lasten. Bei gutem Wetter brauchte ein Saumtierzug von Flüelen bis Bellinzona vier Tage. Schon um 1303 brachten die habsburgischen Zölle auf der Gotthardstraße von Hospenthal bis Reiden (südlich von Olten) jährlich vierhundert Pfund Silbers (9200 Franken, nach heutigem Kaufwert 55 000 Franken), gegen Ende des Mittelalters bis 1113 Pfund (23 000 Franken, im jetzigen Kaufwert 138 000 Franken); in derselben Zeit ging eine Gütermenge durchschnittlich von 25 000 Zentnern jährlich über den Gotthard. Reisende legten den Weg zu Fuß oder zu Pferde zurück, sehr selten mit Geschirr, wie sich im März 1401 der Oxfordser Jurist Adam von Usk eines einspännigen Ochsenwagens, zu Ende August 1438 der spanische Edelmann Peter Tafur eines Ochsen Schlittens bedienten, beide zu einer Jahreszeit, wo Schnee lag, also zu Fuß schwer vorwärts zu kommen war. Jedenfalls ist der Paß auch im Winter benutzt, also bis zu einem gewissen Grade offen gehalten worden. Eine Mailändische Stafettenpost mit Relais wurde zuerst 1494 eingerichtet, war aber nicht von Bestand; erst 1693 legten Berner und Züricher Unternehmer wieder eine Postlinie über den Berg, die Dauer hatte.

(Schluß folgt)



Am Fuße des Hradschins

Von Georg Stellanus



Joseph, du hast doch das Ciborium und deine Schuhe nicht einzupacken vergessen, fragte Pater Aloysius, der jugendliche Kaplan des Fürsten Montenero.

Jesuz Maria! Ja, die roten Schuhe und die roten Strümpfe hatte Joseph richtig eingepackt, aber die Hauptsache, das Ciborium hätte er beinahe vergessen! Wurden nicht auch die beiden kleinen Phialen mitgenommen?

Nein, Phialen und alles übrige würde man in Prag finden. Nur das Ciborium mußte man für die ersten Tage mitnehmen, weil das der Prager Palastkapelle beim Goldschmied war.

Auf Deutsch hatten das die beiden, der Kaplan und der Chorjunge, nun freilich nicht miteinander verhandelt, sondern auf Tschechisch, mit einer Weichheit und einem Wohlklinge der Lautbildung, wie es ihnen so leicht kein deutscher Kaplan und kein deutscher Chorjunge gleichgethan hätte. Sie waren beide Stockböhmern und wären eher auf den Gedanken gekommen, sich gegenseitig mit kaltem Wasser zu begießen, als einander deutsch anzureden. Aber was hülfte es dem einen oder dem andern deutschen Leser, dem die slawische Mundart nicht geläufig wäre, wenn ihm der Wortlaut von Frage und Antwort in der ursprünglichen Fassung mit den korrekten

Schriftzeichen für die unnachahmlichen Zungen-, Gaumen- und Zahnlaute mitgeteilt würde? Er muß sich das Tschechische sowie das Ausdrucksvolle und Gebärdenreiche des Vortrags nach Möglichkeit selbst vorzustellen suchen.

Der gute dicke Joseph war in Mladno Kalfaktorsjunge gewesen, als Pater Mloysius noch dem dortigen Konvent der Gesellschaft Jesu angehörte, und der Pater, der seit anderthalb Jahren Kaplan des alten Fürsten war, hatte wohl gewußt, was er that, als er den Jungen dem Haushofmeister für den Hausdienst empfohlen hatte. Das ruheloße und doch behagliche Umherschleichen, womit Katzen ganze Stunden des Tags und der Nacht hinzubringen pflegen, war ihm so eigen, daß er außer nachts, wo er den Riesen Goliath hätte überstürzen können, nicht rastete. Er zog von früh bis abends auf geräuschlosen Sohlen durch alle Zimmer, im Winter, um nach den Feuern zu sehen, im Sommer, um Jalousien zu öffnen oder zu schließen, und jedermann war das so gewohnt worden, daß man keine weitere Acht auf ihn gab. Er kam und ging, unbeobachtet wie die Federwölfschen am Himmel, mit denen er freilich außer der Geräuschlosigkeit nichts gemein hatte. Denn ätherisch war er nicht: im Gegenteil, er war unter den Jungen seines Alters das, was die Magenwürst unter den Viktualien ist und das Einundzwanzigcentimeterkaliber unter den Geschützen. Mit dem kugelrunden Kopfe, der kulbigen Nase, der an Milchstafee erinnernden Hautfarbe und dem über die Stirn bis dicht auf die Augenbrauen heruntergewachsenen, kurzgeschornen schwarzen Haar, das wie Maulwurfsfell ausah, würde er den Eindruck eines richtigen Hüvels gemacht haben, wenn der aus seinen Zügen und Augen sprechende gutmütige Ausdruck das Derbe und Urwüchsige der Erscheinung nicht einigermaßen gemildert hätte. Er war so behaglich, und sein Tritt war so geräuschlos, daß man sich seine Nähe wie die eines gewohnten Haustiers gefallen ließ. Den Kapellendienst konnte er nebenbei besorgen, und das im Hause herumziehen war sein Hauptberuf. Da man kein Arg vor ihm hatte, so hörte er überall, was gesagt wurde, und hinterbrachte, was er gehört hatte, brühwarm dem Kaplan. Man könnte beinahe sagen aus frommem Pflichteifer, denn die Väter der Gesellschaft Jesu kamen ihm unmittelbar nach dem lieben Gott. Er betrieb sein Nachrichtenwesen wie eine Art Tempeldienst. Von dem, was er hinterbrachte, war freilich vieles wertlos, aber ab und zu war doch etwas darunter, was dem Pater Mloysius von Wichtigkeit erschien.

Da der Fürst alt und kinderlos war, so hatten die klugen Väter schon seit Jahren ein vorbedachtes Auge auf seinen Besitz, auf das Majorat sowohl als auch auf das Allodialvermögen geworfen. Den Grafen Viktor, den Sohn eines verstorbenen Bruders des Fürsten, dem bei dessen Tode das Majorat zufam, und der auch für den mutmaßlichen Erben seines Privatvermögens galt, hatte man nach Kräften beiseite zu schieben und in der Meinung des Fürsten anzuschwärzen gesucht, denn man traute, was den Glauben und die Kirche anlangte, seinen Ansichten und Gesinnungen nicht. Während der letzten Monate war man allerdings ohne Sorge wegen des gefährlichen Einflusses gewesen, den er „leider Gottes“ durch seine gewinnende Persönlichkeit auf den alten Herrn ausübte, denn eine nach Kleinasien und Ägypten unternommene Reise hatte ihn glücklicherweise ferngehalten, und man hatte — seine Waghalsigkeit war bekannt — auf einen männermordenden Seesturm oder auf einen halbsabschneiderischen Beduinen gehofft, mit deren Hilfe man seiner „ohne eigne Sünde“ entledigt gewesen wäre. Aber diese menschenfreundliche Hoffnung hatte sich nicht erfüllt, und man mußte für die allernächste Zeit neuer Sorge und Gefahr entgegensehen, da Graf Viktor auf der Heimreise war und in Prag, wohin der Fürst, wie alljährlich, auch dieses Jahr für den Spätherbst und den Winter überzusiedeln im Begriff stand, zu längerem Besuch erwartet wurde.

Damit es dem Fürsten nicht an Unterhaltung fehlen möchte, und damit er für seinen Allodialbesitz, der zu den bedeutendsten Böhmens zählte, Erben zur Hand hätte, war seine Base Gräfin V' Hermage mit ihrer Tochter Paula ganz zu ihm gezogen, und Pater Mloysius redete im Verein mit den sonst im Hause verkehrenden

Prälaten und geistlichen Herren einer Vermählung der Komtesse Paula mit dem Grafen Egon Libkowitz das Wort. Auf diesen, der ein „guter Katholik“ und in etwas entfernterem Grade auch ein Neffe des Fürsten war, konnte man rechnen. Wenn es nach des Himmels Gnade und unter behutsamer menschlicher Nachhilfe zu einem „nach allen Richtungen hin befriedigenden Bunde“ zwischen diesem und Komtesse Paula kam, so konnte der Fürst ruhig sterben, nachdem er diesem frommen, kirchlich gesinnten und priesterfreundlichen Paare den Teil seines Besitzes vermacht hatte, über den ihm freie Verfügung zustand. Mit diesen beiden lief, glaubte man, die Kirche keine Gefahr, zu kurz zu kommen. Wenn aber der Fürst vorzog, statt des Grafen Egon, den er nicht recht mochte, Komtesse Paula seine Güter und sein sonstiges Vermögen zu hinterlassen, und diese junge Dame, statt sich zu vermählen, in eins der aristokratischen Klöster eintrat, die dem hohen österreichischen Adel als Herbarien für seinen überflüssigen Töchterreichtum dienen, so war es um so besser. Die tote Hand war schon ausgestreckt, um alles, was durch Zureden und geistlichen Druck zu erlangen war, ohne Sang und Klang, wie es sich für eine tote Hand ziemt, „in Form Rechens“ an sich zu nehmen und zu dem übrigen zu legen. Dem ohnehin so vermögenden und durch seinen ausgebreiteten Landbesitz so einflußreichen Damenstift am Fuße des Berges wäre dieser gewaltige Zuwachs an Kapitalien und Ländereien gerade jetzt, wo einem die Unterstützung der panslawistischen Bestrebungen so „furchtbare“ Unkosten verursachte, doppelt erwünscht gewesen.

Freilich wußte man, daß man die Kaze aus mehr als einem Grunde noch nicht im Sack hatte. Denn obwohl der Kaplan in rein geistlichen Dingen nicht ohne Einfluß auf den Fürsten war, so hatte sich dieser in weltlichen Angelegenheiten eine „bedauerliche“ Selbständigkeit zu wahren gewußt. Es würde, davon hatte man sich leider überzeugen müssen, schwer halten, ihn zur Einsetzung des Grafen Egon als Erben zu bewegen. Er zog diesem seinen Neffen Viktor bei wettem vor, und — das Schlimmste bei dem ohnehin etwas unsichern Handel — Komtesse Paula, der man dabei eine Hauptrolle zugebacht hatte, war trotz der beruhigenden Versicherungen, die ihre Mutter über ihre Notmäßigkeit und gute kirchliche Gesinnung abzugeben nicht müde wurde, dem Kaplan gegenüber sehr zurückhaltend, wenn dieser das Gespräch auf den von ihm befürworteten Freier zu bringen suchte. Ja Pater Aloisius konnte sich nicht verhehlen, er hatte den peinlichen Eindruck, daß die junge Dame an dem anwesenden, ihr so warm empfohlenen Better weniger Anteil nahm als an dem abwesenden, über dessen Richtung und Gesinnungen sie immer nur schlimmes zu hören bekam.

Es galt deshalb für den Pater und dessen Bundesgenossen beiderlei Geschlechts, sehr auf ihrer Hut zu sein. Und das um so mehr, da man sich sagen mußte, daß man es in Prag mit allerhand Einflüssen zu thun haben werde, die man hier auf dem Lande, in Bysočán von dem Fürsten hatte fern halten können, während das in der Landeshauptstadt, wo er während des Landtags der Kontrolle seines Beichtvaters weit mehr entzogen war, nicht möglich sein würde.

Der alte Fürst, über dessen italienische Abstammung der Familienname keinen Zweifel ließ, war zwar, was den täglichen Besuch der Messe, das Innehalten der Fast- und Abstinenztage und die sonstige Beobachtung der vorgeschriebnen kirchlichen Gebräuche anlangte, ein gewissenhafter Katholik, aber im Punkte der wünschenswerten Begeisterung für die alles beherrschende und allein seligmachende Kirche erschien er dem Kaplan zu lau. Auch für die Autonomie der zur böhmischen Krone gehörigen Länder sowie für die spezifisch tschechisch-slawischen Interessen überhaupt fehlte ihm die wahre Wärme, das Herz. Er hatte zu lange in Wien gelebt und den das Kaiserhaus nächstumgebenden Kreisen zu ausschließlich angehört, als daß er in politischer Beziehung ein andres Ziel und Ideal hätte haben können als das einer allseitig anerkannten, möglichst unumschränkten Autorität seines kaiserlichen Herren und des Gedeihens der habsburgischen Gesamtmonarchie. Mißachtung der tschechischen Nationalität im großen und ganzen konnte man ihm nicht vor-

werfen. Er gehörte vielmehr der geschlossenen Pshalang feudaler Grundbesitzer Böhmens an, die es mit den Tschechen und der römisch-katholischen Geistlichkeit hielten, um auf diese Weise den fortschrittlichen und nivellierenden Tendenzen eines Teils des Deutschtums erfolgreich entgegentreten zu können, aber als einen Slawenfreund, wie er sein sollte, konnte man ihn doch nicht ansehen. Das Schlimmste war, daß die Unfähigkeit, sich als Tscheche zu fühlen, nicht bloß in den Traditionen seiner Partei, sondern auch in dem ererbten halb romanischen, halb germanischen Blut ihren Grund hatte.

Zu den Italienern gehörten die Monteneros schon seit zwei und einem halben Jahrhundert nicht mehr. Sie waren inzwischen Österreicher und damit etwas geworden, was in vielfacher Beziehung dem Deutschtum näher verwandt war als slawischer Sitte und Lebensanschauung. Über die Anfänge des Landbesitzes so vieler in Böhmen ursprünglich nicht heimisch gewesener Familien nach der Schlacht am Weißen Berge kann man ja verschieden urteilen, und die Ansicht, daß das Ganze eine grausame und blutige, von den Jesuiten geleitete Kolonisation war, durch die die böhmischen Lande in den Schoß der römisch-katholischen Kirche zurückgebracht werden sollten und in der That auch zurückgebracht worden sind, kann leider nicht bestritten werden. Aber im Laufe der Jahre hatte sich das Gewalttame und Tyrannische der ersten Besitzergreifung verwischt, und es war an dessen Stelle ein patriarchalisch-feudales Verhältnis getreten, dessen etwas naive Ausbeutungsgrundsätze sich auf der Seite des grundbesitzenden Adels unter den wohlwollendsten und familiärsten Formen verbargen.

Auf menschenfreundliche Herablassung jederzeit und auf werktätige Beihilfe in außergewöhnlichen Notfällen hatte ja der Böhme nach den Anschauungen dieser Kavalerfamilien ein billiges Anrecht, aber unter ihnen stand er doch, nicht bloß als Gutsunterthan und Fronarbeiter, sondern auch als Angehöriger eines Volkstammes, den sie ungeachtet alles Kokettierens mit ihm nicht als voll ansahen. Das sagte man nicht, und das hatte man nirgends Wort, aber das empfand man, und durch dieses Gefühl ließ man sich leiten.

Man begreift, daß sich Pater Aloysius, dem der Vorteil der Kirche über alles ging, und dem am Erfolge des tschechischen Angriffs ebensoviel gelegen war als an der Bewältigung des deutschen Widerstands, von den durch weltliche und keineswegs slawenfreundliche Sonderücksichten bestimmten Anschauungen des Fürsten nur wenig versprach. Der Fürst war nicht fügsam, nicht leichtgläubig, nicht erregbar genug; er war nirgends zu fassen; weder kirchlicher noch nationaler Fanatismus konnte sich seiner bemächtigen, um aus ihm einen Führer oder ein Werkzeug zu machen, wie man es so gern gelhan hätte. Trotz der Bande, die ihn seit frühester Jugend an die römisch-katholische Kirche knüpften, und trotz der politischen Berechnungen, vermöge deren er in jedem für sein Land nach Autonomie strebenden Tschechen einen Bundesgenossen gegen fortschrittliche Tendenzen des Deutschtums sah, war er zu welterfahren und kannte die eignen Ziele zu gut, als daß die Gesellschaft Jesu eine Marionette aus ihm hätte machen können.

Der Fürst liebte es, wenn sich der junge Pater, mit dem man ohnehin früh nach der Messe und beim Mittagmahl verkehrte, im Laufe des Nachmittags im Gartensaale oder, seitdem man wieder zu Kaminfeuern seine Zuflucht genommen hatte, im Salon zeigte. Es gab da auch immer Anfragen, die die Gräfin an ihn zu richten, allerlei mit der Armen- und Krankenpflege zusammenhängende Aufträge, die sie ihm zu geben hatte. Sie war keine gewöhnliche und vor allen Dingen keine untätige Frau. Die Hände legte sie nie in den Schoß, und wenn es möglich wäre, daß sich dereinst an einem feierlichen, mit Posaunen eingeblasenen Tage alle wollenen Strümpfe und gestrickten Unterröcke, mit denen sie die Notleidenden in Bysocän und Prag vor Blöße und Frost geschützt hatte, versammeln und in die Kreditwagschale steigen könnten, so würde das einen gewaltigen Berg geben, unter dessen Gewicht das Ringlein der Wage ganz gewiß auf die richtige Seite hinübergedrängt

werden würde. Ein witziger oder doch dafür geltender Hausfreund hatte als ihre wahrscheinlich nächste weibliche Arbeit ein gehäkeltes Futteral über den Bysočaner Kirchthurmhelm bezeichnet.

Ihr Blick war ebenso scharf für krummbeinige Kinder, denen Kalk zugeführt werden mußte, wie für schmutzige, denen es Seife zu verschreiben galt. Sie brachte in Bysočan und in Prag innerhalb ihrer nächsten Umgebung mehr zu stande, als zwei kollegialisch organisierte Armenversorgungsanstalten unter gewöhnlichen Verhältnissen hätten leisten können, und doch war die Wohlthätigkeit nur einer ihrer vielen Wirkungskreise. Sie lebte gesellig, denn der Fürst sah täglich Leute bei sich, sie bekümmerte sich um das Hauswesen, hatte eine ausgebreitete Korrespondenz, versorgte alle umliegenden Kirchen und Kapellen mit Paramenten, die sie zum Teil selbst gearbeitet hatte, nahm, soweit ihre Wirkungssphäre reichte, als werthätiges Mitglied an allen frommen oder sonst vom Kaplan gutgeheißenen Vereinen teil, und — hierin lag das Merkwürdige — trotz aller dieser Sorgen und Geschäfte traf man sie nie anders als gemächlich, ohne Eile und zu behaglichster Aufnahme jedes ihr entgegengebrachten Gesprächsstoffs bereit. Sie schien, was man ihr sagte, und was sie antwortete, als unentbehrliche Zuthat in das hineinzuarbeiten, was sie gerade strickte, häkelte oder sticke, und dabei war doch das, was man ihr mittheilte, in keiner Weise verloren. Sie vergaß nichts von dem, was sie gehört hatte, und ruhte nicht, bis sie das abgestellt oder beschafft hatte, was es zu beschaffen oder abzustellen gab.

Komtesse Paula, die echte Tochter dieser so überaus rührigen Mutter, malte, zeichnete, spielte Klavier, sang, häkelte, hörte die Messe, beichtete, fastete, ritt spazieren oder spielte Lawn Tennis, als wenn das nur so sein müßte, und als wenn die Welt ein Billardtuch wäre, auf dem es nicht anders als glatt und eben hergehn könne, da ihre liebe Mama darauf ohne Hast und ohne Unruhe ihre geräuschlosen Wälle zu machen gewohnt war. Da Komtesse Paula jung, hübsch und anmüthig war, so gab sogar ihr Spiegel, mit dem ja Schneewittchens Stiefmutter meist auf gespanntem Fuße gestanden zu haben scheint, ihr keinen Verdruß, und dieses behagliche Blütenleben, dem wir sonst meist nur am Ende gutausgehender Märchen begegnen, hätte in ungetrübtem Glück noch eine gute Weile fort dauern können, wenn nicht der von seiner Orientreise heimkehrende Graf Viktor ganz wider Willen zu allerhand Unruhe und Unfrieden Veranlassung gegeben hätte.

Im Salon, wohin sich der Kaplan um die Nachmittagskaffeezeit begeben hatte, „war“ die Gräfin gerade bei den „letzten Malen rum“ an einem wollenen Rock mit breiter hochroter Kante, den sie für eine alte Tagelöhnersfrau und als Augenweide für den tschechischen Farbensinn mit gewaltigen Holznaedeln strickte, der Fürst stand am Kamin, Graf Egon am Fenster, und Komtesse Paula war mit dem Einschenken und Herumreichen des Kaffees geschäftig.

Hatte ich Ihnen schon gesagt, fragte der Fürst, indem er bedächtig mit dem Löffel in seiner Tasse herumrührte, hatte ich Ihnen schon gesagt, lieber Kaplan, daß mein Nefte mir aus Wien geschrieben hat, und daß er zugleich mit uns in Prag eintreffen wird?

Der Fürst sagte das im allergeiligtigsten Tone, obwohl er recht wohl wußte, daß davon noch kein Sterbenswörtchen über seinen Mund gekommen war, und obwohl er ahnte, daß er damit eine brennende Lunte in den Pulverturm warf. Der Kaplan, der sofort an den Schrecken dachte, den diese Nachricht dem Prälaten oben auf dem Berge und der Äbtissin am Fuße des Berges verursachen würde, antwortete doch mit der größten Ruhe und Gelassenheit. Als ob es sich äußerstenfalls um eine Nachricht über die Ernteaussichten in Südamerika handle, sagte er kühl: Nein, aber ich wußte ja, daß Durchlaucht dieser Tage Nachricht von dem Herrn Grafen aus Triest oder Wien erwarteten. Ich hoffe, der Herr Graf ist wohl und schreibt befriedigt von dem, was er gesehen und erlebt hat. — Es wird gut sein, dachte er bei sich, Joseph heute noch mit dieser Nachricht an den Prälaten

und an die Äbtissin zu schicken, aber sein unverändert glattes und Entgegenkommen zur Schau tragendes Gesicht verriet davon nichts.

Ja, mein Nefse hat viel gesehen und manches Interessante erlebt, fuhr der Fürst fort, der viel zu weltersfahren war, als daß er nicht hätte wissen sollen, daß die Unterhaltung gerade bei diesem heikeln Punkte nicht stocken durfte. Er bringt auch zwei arabische Schimmelhengste und einen Neger mit.

Wenn dem Kaplan inolge seiner Stellung jede mißfällige Bemerkung über diese Einkäufe verboten war, so hatte Graf Egon keine derartige Rücksicht zu nehmen. Er drehte sich herum. Was will er denn mit denen? fragte er in einem Tone, der mehr Befremden als Teilnahme verriet.

Den einen der beiden Hengste will er für Paula, den andern für mich dressieren, und den Neger, na, den will er eben wahrscheinlich selbst behalten.

Unfinn, brummte Graf Egon, verbesserte sich jedoch sofort, indem er hinzufügte: Ich meine natürlich nur den Neger.

Die Gräfin fühlte, daß ihrem Nefsen schleuniger Bezug sehr von nöten war, wenn sie nicht wollte, daß er etwas Dummes anrichtete. Nachdem sie mit geübter Hand eine ihrer riesigen Holzabeln aus den roten Wollemaschen des Gestricks herausgezogen hatte, um sich mit ihr sofort an einer andern Stelle wieder einzubohren und da geschäftig mit ihr weiterzufucheln, sagte sie in der freundlichsten Weise: Sage selbst, Klemens, begreiffst du, Viktor, daß er sich ohne Not mit einem solchen schwarzen Scheusal behangen hat? Mit denen nimmt es ja nie und nirgends ein gutes Ende, und so viele unsrer Bekannten es mit einem Schwarzen probiert haben, sie haben alle ein Haar darin gefunden; es hat allemal schlecht geendet. Getauft, fügte sie hinzu, als ob es ihr darum zu thun wäre, auch die Lichtseite der Sache nicht unerwähnt zu lassen, getauft könnte er ja werden, wenn er es noch nicht ist. Vielleicht würde sogar Vincenz an der Feierlichkeit . . . sie unterbrach sich hier und verstrickte das weitere in die rote Kante. Vincenz war niemand Geringeres als ihr Vetter, der Kardinal-Fürsterzbischof, und da man über Eminenzen, die für den gewöhnlichen Sterblichen unberechenbar sind, nie etwas vermuten darf, so war es besser, ihre geheime Hoffnung, die heilige Taufhandlung könne durch Vincenzens Anwesenheit verherrlicht werden, zur Zeit noch für sich zu behalten.

Vielleicht ist er schon getauft, warf der Kaplan ein.

Schwerlich, sagte der Fürst. Das weiß der liebe Gott, wie das kommt, aber wenn man sie danach fragt, sind die Kerle nie getauft. Man möchte beinahe glauben, sie finden am Sichtauflassen Vergnügen und gönnen sich das, so oft sie dazu Gelegenheit haben.

Aber vielleicht liegt Viktor gar nichts daran, daß der Kerl getauft wird, sagte Graf Egon; er ist ja selbst nicht viel andres als ein Heide.

Das war gerade die Art Kernschuß in die unrechte Scheibe, die die Gräfin gefürchtet hatte. Es blieb ihr, wenn sie die Sache besser machen wollte, nichts andres übrig, als den Abwesenden in Schutz zu nehmen, was sie — unter uns gesagt — sehr ungern und nur in der höchsten Not that, wenn es sich dabei um den Grafen Viktor handelte. Und doch war sie im Grunde genommen keine böse Frau; es wurde ihr nur in ihrer Eigenschaft als Familiendiplomat schwer. So schlimm, sagte sie, wie du es machst, Egon, ist es denn doch nicht mit ihm. Meinen Sie nicht auch, lieber Kaplan?

Das war sehr geschickt manövriert. In des Paters Händen war die Sache gut aufgehoben. Auf ihn konnte man sich verlassen. Er würde mit seinem Sinnen rechten Weg finden, wie man dem Grafen Viktor etwas am Zeuge flicken konnte, ohne aus der Rolle der wohlwollenden Herzen zu fallen, die man wegen des Fürsten und dessen Richte zu spielen gezwungen war.

Schon das Dogma der von der Taufe und Firmung ausgehenden gratia indelibilis verbot ihm, so versicherte der Kaplan, den Grafen als Nichtkatholiken anzusehen, und wenn dessen Seelenheil, wie er allerdings nicht leugnen könne, durch

das Lesen von allerhand auf dem Index stehenden oder sonst verpönten Büchern und durch den Umgang mit Kezern arg bedroht sei, so dürfte man doch die Hoffnung nicht aufgeben, daß es dem hochwürdigsten Prälaten vom Berge, dem man die wunderbarsten Seelenrettungen zu danken habe, auch gelingen werde, einen Freigeist wie den Grafen Viktor in den Schoß der heiligen Kirche zurückzubringen.

Sind es Apfelschimmel, Onkelchen? fragte Komtesse Paula etwas unvermittelt, als wenn die ganze Zeit von weiß und nicht von schwarz gesprochen worden wäre. Ihre Mutter bezeichnete solche aus der Pistole geschossene Fragen, für die die Jugend eine Vorliebe hat, als questions à brûle-pourpoint, die man vermeiden müßte, und es ist nicht zu leugnen, daß ein Eingehn auf Komtesse Paulas Frage einen Gesprächsprung involvierte, der einem geradezu den Atem nahm. Da dieser Sprung jedoch von einem Thema abführte, das der Gräfin wegen der Unberechenbarkeit des Grafen Egon nicht geheuer war, so kam ihre Tochter diesmal ohne Strafpredigt davon.

Der Fürst berichtete, der eine der beiden Hengste sei ein Fliegenschimmel, der andre ein Apfelschimmel.

O Onkelchen, laß mich den Apfelschimmel haben!

Wenn es Viktor recht ist, warum denn nicht? Aber ihm müssen wir es, denke ich, doch schließlich überlassen, wenn er den einen geben will, und wem den andern. Er wird ja auch bald genug weg haben, welcher von beiden sich am besten zum Zelter eignet. Da kannst du dich blind auf ihn verlassen.

Ach Onkelchen, das thu ich ja auch mit tausend Freuden.

Der Kaplan fühlte, daß der Wind schon wieder von der falschen Seite kam, und dieser konträre Wind blies obendrein recht munter. Haben die gnädigste Gräfin Befehle für Prag? fragte er diversionshalber. Joseph könnte auch Pakete mitnehmen, da ihn einer von den Eleven mit den Zuckern des Ökonomierats nach der Stadt bringen wird.

Der Montenerosche Besitz, der manches unter einem souveränen Fürsten stehende Gebiet an Umfang und Bedeutung übertraf, war so ausgedehnt, die Bewirtschaftung von Land und Forst nebst den damit verbundenen industriellen Unternehmungen war so verzweigt, daß dem Fürsten die allerdings von seinem Gelde gekauften, mit seinem Heu und seinem Hafer gefütterten Zucker des Ökonomierats ebenso fern standen, wie dem Generalissimus eine beliebige Spannfuhre. Wann soll denn der Junge fahren? fragte er, mehr um etwas zu sagen, als weil ihn die Sache beschäftigt hätte.

Wenn es Durchlaucht recht ist, könnte er gleich fahren, damit sie nicht gar zu spät in der Nacht ankommen.

„Durchlaucht“ war das recht. In Details, wie in so eine Fuhre, bei der nur Joseph, ein Eleve und die Zucker des Ökonomierats beteiligt waren, griff er nie ein. Und die Gräfin, nun, die hatte natürlich ein Paket, das sie mitzugeben wünschte. Es wäre das erste mal gewesen, daß eine derartige Gelegenheit sie sans vert überrascht hätte. Das Paket war obendrein für die Äbtissin bestimmt.

Ja, sagte der Kaplan, das kann Joseph gleich morgen früh hintragen. Dagegen erfuhr die Gräfin nicht, daß dieser selbe Joseph dieser selben Äbtissin noch in später Abend- oder Nachstunde einen Brief überbringen würde. Das waren Geheimnisse, in die man nur eingeweiht wurde, wenn man der engern Gemeinschaft der Wissenden angehörte, und dieser Vorzug konnte einem Laien nicht zu teil werden, er mochte als Katholik noch so treu und pflichteifrig sein. Das waren Standesgeheimnisse.

* * *

Den Zuckern des Ökonomierats und dem Eleven hatte nicht sehr zugeredet zu werden brauchen. Sie hatten ihre Schuldigkeit gethan. Der Gedanke, daß er in

Prag für eine Nacht sein eigener Herr sein werde, hatte den Eleven fanatisiert, und da er, wenn die Zucker stiegen sollten, nur die Zügel ein wenig locker zu lassen brauchte, so war man geflogen. Der Prälat auf dem Berge und die Äbtissin unten am Berge hatten die für sie bestimmten Briefe noch vor Schlafengehn erhalten, der Eleve hatte eine des göttlichen Dulders würdige Trefahrt durch die „feischesten“ Lokale Prags unternommen, und Joseph war dem Kaspiellan und dessen Gattin zur Beute gefallen. Als er sich in später Nachtstunde zur Ruhe legte, kam er sich vor wie eine ausgepreßte Zitrone, die man statt des ihr durch Ausfragen entzogenen eignen Saftes reichlich mit zimmt- und gewürznelkenreichem Punsch und mit im Handumdrehn gebaknen Pfannkuchen gefüllt hätte.

Am andern Morgen war ein Gärtnerbursche von unten am Berge oben auf dem Berge erschienen und hatte dem Prälaten einen Brief der Äbtissin gebracht, worin ihn diese zu einer Besprechung und zu gemeinsamer Verpeisung eines Wunderfisches einlud, der in den Fischbehältern von Kremsmünster gezüchtet und gemästet, eine unübertreffliche Abstinenzschüssel zu liefern versprach.

In der That leistete der Prämonstratenserzögling auch, was man sich von ihm versprochen hatte, und man würde ihm eine mehr genußreiche als verdienstliche Abstinenz verdankt haben, wenn diese nicht durch die sonstige Reichhaltigkeit des Mahls beeinträchtigt und in den Hintergrund gedrängt worden wäre. Als man schließlich auch zu der Besprechung kam, die von der Äbtissin in erster Reihe als Zweck der Zusammenkunft bezeichnet worden war, machte wie von selbst das hüßliche Zeremoniell, womit man sich bisher behandelt hatte, einem völlig andern, weniger anmutigen, aber von Komödie und Verstellung nunmehr freien Wesen Platz. Es war, als wären zwei Masken gefallen. Hätte man bisher nicht sagen können, wer von den beiden es dem andern an Hochachtung, Verehrung und Ehrfurcht für ihn zuvorthat, so saßen sich nun zwei entseßlich nüchterne, mit einer schwierigen, sie ganz in Anspruch nehmenden Angelegenheit beschäftigte Geschäftsleute oder Politiker gegenüber. Wenn man vorher scharf hingesehen hätte, und es einem nicht entgangen wäre, daß der süße Honig, mit dem sich die beiden sütterten, nur ein künstliches Erzeugnis angenommener laßensfreundlicher Ausgangsformen war, würden sie einem jetzt, wo sie aufrichtig und mit vollem Ernst bei der Sache waren, weniger unheimlich und mißtrauenerweckend erschienen sein als mit der vorgenommen süßlich lächelnden Maske.

Die Rückkehr des Grafen Viktor, darin stimmte man überein, war doch eine sehr unbequeme, eine sehr ernste Sache. Die Gefahr war um so größer, je leichter man bei dem vorgerückten Alter des Fürsten durch dessen plötzlichen Tod überrascht werden konnte. Und dann, meinte der Prälat, komme jede Hilfe zu spät.

Beste Äbtissin, sagte er, mit dem Lavieren und Zuwarten wird in der Regel mehr geschadet als genützt. In unserm Falle handelt es sich darum, sofort in entschaidender Weise einzugreifen. Nur keine halben Maßregeln! Über das beste Mittel, den Grafen so oder so zu beseitigen oder doch unschädlich zu machen, bin ich mir im Augenblicke noch nicht recht klar. Handlungen, die uns mit den kaiserlichen Behörden in Konflikt bringen könnten, möchte ich allerdings möglichst vermeiden, und von einer zwangsweisen Unterbringung des Abtrünnigen in einer unsrer geistlichen Anstalten, einer Maßregel, mit der unter andern Umständen alles Nötige erreicht werden würde, kann dem Grafen gegenüber nicht die Rede sein. Weder der Fürst noch der Kardinal würde die Hand zu so etwas bieten. Im Gegenteil, der Fürst würde Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um den Aufenthalt seines Neffen in Erfahrung zu bringen und ihn zu befreien. Auch der Kardinal würde ihm dabei behilflich sein. Die frühern rein kameradschaftlichen Beziehungen, die er zum Grafen hatte, liegen ihm noch immer am Herzen, und auch daß der Graf sein Verwandter ist, macht mir die Sache nach dieser Seite hin besonders schwierig.

Die Äbtissin war nicht für extreme Maßregeln. Sie war schon oft in ihrem langen, mit Intriguen aller Art erfüllten Leben durch Lauern und bis auf den

letzten Augenblick verschobenes Zugreifen zum Ziele gelangt. Sie mißtraute der ihr bisweilen vorschnell und unvorsichtig erscheinenden, rasch entschlossenen Handlungsweise des Priors und versprach sich mehr von dessen oft bewährter und jedem Widerspruch gewachsener Überredungskunst. Wäre es nicht besser, meinte sie, wenn wir den Grafen nicht so ohne weiteres als Abtrünnigen und unwiderruflich Verlornen aufgaben, sondern ihn von seinen freigeistigen Ansichten abzubringen und der Sache der Kirche zurückzugewinnen suchten? Sie wären vor allen der, der mit einem solchen Versuche am ehesten auf Gelingen und Erfolg hoffen könnte. Wie oft hat Ihre Überredungskunst und die zwingende Macht ihrer Schlüsse Abtrünnige noch am Rande des Abgrunds, in den sie zu stürzen im Begriff waren, festgehalten und sie der Kirche wieder zugeführt.

Glauben Sie mir, Äbtissin, überzeugen und befehlen läßt sich Montenero nicht. Ich habe mehr als einmal versucht, ihn mit Gründen und Beweisen beizukommen. Er hat mir immer widerstanden wie jemand, der mit sich selbst im reinen ist, und auf den deshalb nichts, was man vorbringt, irgend welchen Eindruck machen kann. Deshalb ist es mir auch klar, daß wir der Sache der Kirche nur dadurch einen guten Dienst leisten können, daß wir ihn auf die eine oder die andre Weise unschädlich machen. Ich werde nicht vorschnell aber ohne Zögern handeln. Der Geheime Sanitätsrat, neben dem ich gestern bei Tisch saß, meinte ausdrücklich, der Fürst mute sich zuviel zu, und es könne ganz plötzlich mit ihm zu Ende sein. Wenn wir den richtigen Augenblick verfehlen, wenn der Fürst ein Testament zu Gunsten Monteneros macht, und sich dieser mit dessen zweiter Erbin, der Komtesse verlobt, so hat die Kirche davon einen unberechenbaren Schaden zu gewärtigen. Glauben Sie, Äbtissin, daß ich unter solchen Umständen müßig dastehn und die Hände im Schoß zusehen werde, wie sich das Unheil der Kirche vor meinen und Ihren leiblichen Augen vollzieht? Der Orden würde mir das nie verzeihn. Es giebt Mittel und Wege, in die Lebensschicksale des Widersachers einzugreifen, für die wir von der irdischen Gerechtigkeit nicht verantwortlich gemacht noch belangt werden können. Zufälligkeiten, die man auf Umwegen herbeiführen kann, Unglücksfälle, die am Ende nur das Werk eines mißlichen Zufalls sind, ein Sturz aus dem Wagen, eine Unvorsichtigkeit auf der Jagd, ein durchgehendes Pferd, alles Dinge, für die wir nicht aufzukommen brauchen, und für die wir nicht aufkommen können.

Seien Sie nicht zu rasch, Prior, und bedenken Sie, wie nahe uns Montenero als Blutsverwandter steht.

Haben Sie keine Sorge, Äbtissin, grausame Freude an fremdem Unglück liegt mir fern. Ich werde nur das unumgänglich Nötigste thun, und wenn Montenero durch ein Wunder noch in der letzten Stunde zur Einsicht kommen und umkehren sollte, so soll meine und der Kirche Hand ihn nicht treffen.

Amen, sagte die Äbtissin mit frommem Augenaufschlag.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Verständigung und Obstruktion. Im letzten Heft der Grenzboten sprachen wir die Ansicht aus, daß in Wirklichkeit der Mehrheitswille im Reichstage schon jetzt auf die Annahme der Regierungsvorlage gerichtet sei, und nur durch die Scheu vor dem „Umfallen“ die Konservativen und das Zentrum immer noch gehindert würden, ihn auszusprechen.*) Diese Scheu, meinten wir, sollten die ge-

*) Es sei hier ein Druckfehler berichtigt, der im letzten Heft auf Seite 442 in der sechsten